



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

P., A.: Über Jakob Burckhardts Griechische Kulturgeschichte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Über Jakob Burckhardts Griechische Kulturgeschichte

Don A. P.

1



akob Burckhardt las vermöge seiner einzigen Vielseitigkeit in den sechziger Jahren vor seinen Basler Zuhörern auch über politische Geschichte des Altertums. Er fand aber keinen Gefallen daran, das Detail drückte ihn, vielleicht auch die Unsicherheit der Überlieferung, an der sich wenigstens in der griechischen Geschichte jedes ernsthafte Bemühen zersplittern muß in Einzeluntersuchungen, deren kümmerliche gesicherte Ergebnisse dann nicht mehr hinreichen zu einer ausführlichen Darstellung, wie sie der Nichtfachmann erwartet, wenn sie ihn überhaupt interessieren soll. Die Unschuld des Erzählens ohne Anstoß ist dahin; sie war eben der Preis für die kritische Erkenntnis, die immer eine schlechte Erzählerin sein wird. Während nun Burckhardt über römische Geschichte „einmal und nicht wieder“ las, machte er aus dem Kolleg über griechische mit der Zeit etwas ganz andres: „über den Geist des Altertums, einigermaßen im Sinne der Kultur der Renaissance,“ bezeichnet er es in einem Briefe von 1868. An der politischen Geschichte der Griechen interessierten ihn bloß die großen Züge, die er, wie einst Voltaire oder Herder, zu einer Art Philosophie der Geschichte zusammensügte. Das Kreuz und die Summe aller Hindernisse für den berufsmäßigen Forscher, die ganz trostlose Chronologie der griechischen Geschichte, brauchte ihn nicht zu bemühen. Daß damit nichts anzufangen war, wußte er übrigens so gut wie einer. Wir werden das gleich sehen. Es ging ihm, wie es vielen gegangen ist, die sich mit den Griechen beschäftigt haben. Verglichen mit dem, was uns dieses begabte Volk an Poesie und bildender Kunst geschenkt hat, erscheint sein politisches Leben so voller Thorheit, daß man es zwar gelten läßt als Beispielsammlung zu den Verfehlungen, die Aristoteles in seiner Politik immer nur kurz hervorhebt, aber es noch heute mit Nutzen betrachten, daraus lernen, wie aus der politischen Geschichte der Römer, kann man nicht. Die griechische Stadtverfassung hat mit dem Maß von Lebenskraft, das sie gewähren konnte, nur einmal die Probe bestanden, nur einmal eine weltgeschichtliche Aufgabe großen Stils glatt gelöst, als sie die Perser nach Asien zurückschlug, sodaß sie niemals wieder-

kamen, sondern sich im eignen Lande auffuchen ließen. Auch die Bildung eines athenischen Seereichs, die darauf folgte, ist noch eine Erscheinung von nicht bloß lokalem Interesse, wenn sie auch keinen langen Bestand hat. Alles aber, was weiter noch kommt, ist schon Zerfetzung, vor allen Dingen der dreißig Jahre lang ziellos hin und her fahrende Aufreibungskrieg zwischen Athen und Sparta, und während neue Dichter auftreten und ganz neue Kunstgattungen entstehen, bietet uns die politische Geschichte des vierten Jahrhunderts keine Neubildung mehr, sondern das klägliche Schaukelspiel dreier winziger Großmächte, die der Eifer, sich gegen einander nichts zu vergeben, blind gemacht hat gegen den Hauptgegner Philipp, der sie alle niederwirft, sodas diese einstigen Staaten von Hellas dann für die römische Weltmacht und ihre Rechnungsweise nur noch so und soviel wohlgelegne, mehr oder minder wertvolle Kreisstädte bedeuten. Und wer endlich bedenkt, daß wir aus dieser ganzen letzten Zeit nur noch von einem einzigen Manne wissen, der eigne Gedanken einer gesunden, vaterländischen Politik hatte, daß aber keiner seiner Gedanken mehr einen praktischen Erfolg gehabt hat, weswegen wir ihn selbst auch nur noch als Redner — Demosthenes — zu verehren pflegen: der wird geneigt sein, in der Beschäftigung mit dieser Art von Geschichte eine recht „trostlose“ Wissenschaft zu sehen (dismal; Ruskin gebrauchte das Wort in Bezug auf Adam Smith), und er wird sich lieber an das halten, was erfreut, und das ist die geistige und künstlerische Kultur der Griechen.

Seit dem Jahre 1880 hatte Burckhardt seine Vorlesung über die griechische Kultur in Buchform auszuarbeiten begonnen. Fünf Abschnitte lagen etwa druckfertig bei seinem Tode vor (Die Griechen und ihr Mythos; Staat und Nation; Religion und Kultus; die Erkundung der Zukunft; zur Gesamtbilanz des griechischen Lebens), ihre Veröffentlichung war jedoch in einem schriftlich hinterlassenen letzten Willen ausdrücklich untersagt und wurde erst kurz vor seinem Tode mündlich erbeten und erlaubt. Die Herausgabe dieser ersten zwei Bände der griechischen Kulturgeschichte verdanken wir seinem Neffen Jakob Deri (Berlin und Stuttgart, Spemann). Dieser beabsichtigt auch die übrigen vier Abschnitte herauszugeben, die nur noch als Kollegienheft vorhanden sind (Kunst; Poesie; Philosophie und Wissenschaft; der griechische Mensch in seiner historischen Entwicklung).

Wie wenig es Burckhardt hinzog zu der politischen Geschichte der Griechen, und wie es ihm innerlich nur um ihre Kultur zu thun war, zeigt eine Reihe höchst treffend ausgedrückter Gedanken des ersten Abschnitts. Es sei ein Irrtum zu meinen, ein so geschicktes Volk wie die Griechen müsse auch etwas wie Kritik gehabt haben. Das Namensaufzählen ist ihre Wonne. Der Mythos als Macht beherrscht ihr Leben bis in die hellsten Zeiten. Am Exakten liegt ihnen nichts. Achill oder ein anderer Heros ist populärer als irgend ein historischer Held, der nur einer der von den übrigen gehassten Städte angehören konnte; der

Mythus ringt alle Geschichte nieder. Keine Kritik kann das von einem kräftigen Sinn im Jugendalter der Nation Zusammengeschaute in seine Bestandteile zerlegen. Diese Nation gilt für „klassisch“ im Gegensatz zu aller Romantik. Wenn aber Romantik Zurückbeziehung aller Dinge und Anschauungen auf eine poetisch gestaltete Vorzeit ist, so hatten die Griechen in ihrem Mythus „eine ganz kolossale Romantik zur allherrschenden geistigen Voraussetzung.“ Historische Reminiscenzen sind, einige Schlachtfelder ausgenommen, wo die Kulte das Andenken wach hielten, so viel als Null; niemand wünschte zu wissen, wo einst Solon, Perikles oder Demosthenes gestanden haben möchten, während man über die klassischen Stellen der Fabelzeit den genauesten Bescheid haben wollte. Burckhardt fragt, ob wohl die germanische und keltische Heldensage den Horizont des spätern Mittelalters auch nur annähernd so beherrscht habe. Er hätte noch an etwas anderes erinnern können. Daß Herodot unterhaltender zu lesen ist als Thukydides, finden nicht nur moderne nichtphilologische Leser, schon im Altertum hielt man die Lektüre Herodots für besonders vergnüglich, er hat so recht für die a priori mythisch gesinnten und kaum aus dem Traume ihrer Fabelwelt erwachten Griechen gebichtet. Indem wir heute mit unendlicher Mühe und sehr geringen positiven Erfolgen das Thatsächliche im Thukydides zu berichtigen suchen, thun wir etwas, woran ihnen selbst ungemein wenig lag. Eine Darstellung ihrer geschichtlichen Meinungen zunächst an der Hand Herodots wäre an sich erreichbar, sie wäre weit mehr in ihrem eignen Sinne und hätte endlich für die Gegenwart einen viel höhern Reiz als eine Thatsachenkritik, auf die sich keinerlei Darstellung mehr aufbauen läßt.

Je anspruchsvoller und genauer wir im Thatsächlichen werden, desto mehr wird sich von der Essenz verflüchtigen, die uns die Griechen wertvoll macht. Was wäre die ganze alte Geschichte, wenn man sich die Kultur der Griechen davon losgelöst dächte? Ohne sie, sagt Burckhardt, hätten wir kein Interesse für die Vorzeit, und was wir ohne sie wissen könnten, würden wir zu wissen nicht begehren. In ihrer mythischen Vorzeit gefangen, zu einer buchstäblichen Geschichte nur ganz allmählich befähigt, in poetischer Bildlichkeit ganz aufgehend, waren sie doch bestimmt, alle Völker zuerst zu verstehen, den Orient zu unterwerfen und die Kultur des Hellenismus zu schaffen, woran für uns die weitere Kulturentwicklung hängt, denn „nur durch die Griechen hängen die Zeiten und das Interesse für diese Zeiten an einander. Neben dieser endlosen Bereicherung des Gedankens bekommen wir dann noch als Beigabe die Reste ihres Schaffens und Könnens. Wir sehen mit ihren Augen und sprechen mit ihren Ausdrücken. Aber von allen Kulturvölkern sind die Griechen das, welches sich das bitterste, empfundenste Leid angethan hat.“ Der letzte Satz geht auf die politische Geschichte; er ist mit dem Herzen geschrieben.

Die Vorlesungen, aus denen diese zwei Bände hervorgingen, sind mindestens fünfmal vier- und fünfstündig vor vielen Zuhörern aller Fakultäten

gehalten worden. So etwas wäre an einer deutschen Universität nicht denkbar, und das Warum? führt uns natürlich nicht auf die deutschen Studenten, sondern auf den Basler Professor hin. Ein bedeutender Mann läßt seinen Geist reflektieren auf einen Gegenstand seiner freien Wahl, zu dem ihn keinerlei äußerer oder innerer Beruf verpflichtet; es ist gewissermaßen überschüssige Kraft, die sich hier versucht. Auswahl, Auffassung, Abhandlung, Ausdruck, alles gerät so individuell und wirkt so persönlich, wie es der berufsmäßige Philologe gar nicht hätte geben können, auch wenn er wirklich ein Stück von Burckhardts Geist gehabt hätte. Burckhardt konnte die neuere Fachliteratur so gut wie ganz beiseite lassen und seine Kenntnisse durch eigne Lektüre der alten Schriftsteller neu aufbauen. Wenn ihm aber dabei nicht sehr vieles entgangen wäre, so müßten ja die Philologen der letzten vierzig Jahre umsonst gearbeitet haben. Es ist auch durchaus nichts besonderes, daß einem Manne, der so hoch wie Burckhardt von aller wissenschaftlichen Arbeit dachte, im Verkehr mit philologischen Kollegen bisweilen das Bedenken kam, ob er das Buch auch besser nicht drucken ließe, und der verstorbene junge Professor, den der Herausgeber im Vorwort erwähnt, war zwar ein feiner und scharfer Kopf, er zeichnete sich aber keineswegs durch großen Umfang der Kenntnisse aus. Wozu brauchte man denn überhaupt noch Vertreter eines Faches, wenn diese darin nicht manches wüßten, was kein anderer kennt! — Man sollte darum dieses Werk mit keinem Buche der Fachliteratur vergleichen. Es ist ein Buch von Jakob Burckhardt, darin liegt seine Bedeutung. Auch der Hinweis auf die „Kultur der Renaissance“ scheint mir für das nachgelassene Werk nicht günstig zu sein. In jenem Buche war, als es erschien, nicht etwa bloß den meisten so gut wie alles neu, sondern allen ohne Ausnahme war das meiste neu, und was man unter Kultur der Renaissance zu verstehn hatte, war zum erstenmale festgestellt, nicht etwa nur für deutsche Leser, sondern für italienische erst recht, und nur die feine Behutsamkeit der Diktion, der echte Ausdruck eines bescheidenen Herzens kann Unkundige zu dem Mißverständnis verleiten, als hätte es sich bei der „Kultur der Renaissance“ um eine Art besserer Kompilation gehandelt. Diesen Vorzug eines neuen Inhalts kann das nachgelassene Werk nicht haben. Nicht einmal ein umfassendes oder in Bezug auf bestimmte Punkte besonders, entlegenes Wissen wird man daran bewundern, billigerweise freilich auch nicht erwartet haben, denn das vielumhergetragene Wort Nießches, Burckhardt wäre der beste lebende Kenner des griechischen Altertums, sollte man unter den mancherlei Unmaßgeblichkeiten Zarathustras ruhen und verstummen lassen. Die Wertschätzung Burckhardts muß, denke ich, mit der Voraussetzung beginnen, daß man ihn überall von den Ansprüchen, die man an den Fachmann stellen würde, dispensiert. Man soll z. B. nicht an das viele denken, was fehlt in einem Buche, das sich Kulturgeschichte nennt, sondern sich halten an das, was vorhanden ist: ein Durchschnitt durch das Leben der entwickelten Zeit mit

reichlichen Rückblicken auf Homer, den Burckhardt sehr hoch stellt in Bezug auf reine, sittliche Empfindung und Urbanität des Herzens. „Halten Sie immer einen Zipfel vom Homer fest,“ pflegte er seinen Zuhörern zu sagen, wenn sie sich von ihm verabschiedeten. Das Ganze war gedacht und entworfen für gebildete junge Männer, die das Land der Griechen noch ein wenig mit der Seele suchten. Jetzt liegt es zum Teil gedruckt vor für solche, denen daran gelegen ist, zu wissen, wie Jakob Burckhardt über die Kultur der Griechen dachte. Ob deren noch viele sein werden außer den Philologen, weiß ich nicht; jedenfalls werden diese die Hauptleser sein. Wäre das Buch von einem andern geschrieben, so würden sie es ihm vielleicht auf jeder Seite korrigieren. Davor sichert der große Name, dem gegenüber nun die Beurteilung sehr wohl ins Gegenteil umschlagen könnte. Was hier versucht werden soll, ist keins von beiden. Man kann die Unvollkommenheiten eines Buches deutlich empfinden oder, wenn dies besser ausgedrückt ist, von seinem Verfasser noch etwas andres erwartet haben, man kann z. B. aufrichtig bedauern, daß ein ausgezeichnete Mann sich mit diesem oder jenem Abschnitt, den jeder andre auch machen konnte, seine kostbare Zeit verdorben hat. Darum aber das Werk „einfach zu ignorieren,“ wie mein verehrter alter Freund Deri in diesem Falle empfiehlt, würde ich doch nicht für richtig halten. Im Gegenteil, man wird noch vieles daran bewundern und gerade dann am besten sehen können, worin es fruchtbar ist und anregt, was wir also von Burckhardt zu lernen haben auf einem Gebiete, worauf er selbst gar nicht als ein Lehrer für alle gelten wollte.

2

Es sollen zunächst einige Gedanken Burckhardts über das Staatsleben der Griechen zusammengestellt werden. Der Grundton ist ernst, ja düster; die Lichter finden sich erst da ein, wo die Gaben der freien, menschlichen Kultur sichtbar werden. Die griechische Stadt ist kräftig, aber gewaltfam. Damit sie leben kann, muß viel Einzelleben zerstört werden. Ihren Interessen gegenüber ist das Individuum garantiertlos, namentlich in der Demokratie. Solche Städte kennen eine ganz andre Sorte von Glück und Unglück als die Städte anderer Völker und Zeiten, und keine Stadtrepublik des Mittelalters reicht an diesen Grad des Lebens und Leidens. Die politische Kenntnis, die in den Schriften der Griechen über die Staatsformen niedergelegt ist, den ersten, die wir besitzen, ist teuer erkauft mit diesem Leben und Leiden; die Griechen kannten die Polis, sie hatten sie erlebt. Diese Polis hat durch ihre überspannten Forderungen die Menschen unglücklich gemacht, aber sie mußte sein, denn ihre Aufgabe war, die griechische Kultur zu tragen und zu schützen, z. B. gegen die Perser.

Diese Bemerkungen geben nur eine unvollkommene Vorstellung von der bewegenden Schilderung der gewaltfamen Polis und ihrer grausam nieder-

gehaltne Angehörigen. Burckhardt findet sogar, in der ganzen Weltgeschichte habe schwerlich eine andre Macht ihr Leben und Streben so furchtbar teuer bezahlt, wie diese Polis, denn „in gleichem Maße mit der hohen geistigen Entwicklung der Hellenen muß auch die Empfindung für die Leiden gewachsen sein, die sie einander zufügten.“ Wie kommt es denn, wird man fragen, daß von diesem Unglück der lebendigen Menschen die Werke ihres Geistes nicht mehr an sich gezogen haben? Wir finden darauf in dem Abschnitt über die Gesamtbilanz des griechischen Lebens eine Art Antwort. Dort heißt es, ungeachtet des nicht etwa reflektierten, sondern ganz volkstümlichen und selbstverständlichen Pessimismus der Griechen seien doch die Kräfte der Auserwählten in hoher Kunst und Dichtung „gewissermaßen immer optimistisch gewesen.“ Es habe sich mit andern Worten „für Künstler, Dichter und Denker immer der Mühe gelohnt, dieser Welt, wie sie auch sein mochte, mit mächtigen Schöpfungen gegenüber zu treten. Wie düster sie persönlich vom Erdenleben gedacht haben mögen, ihre Energie verzichtet niemals darauf, freie und große Bilder von dem, was in uns lebt, ans Licht hervorzuschaffen.“ Dann hätte also wirklich einmal die Muse die Griechen geleitet und im Unglück emporgerichtet, was sie nach Goethes und aller Christenmenschen Meinung bekanntlich nicht mehr kann, und daß es der religiöse Glaube bei den Griechen auch nicht gekonnt hat, werden wir nachher von Burckhardt selber hören. Wir wollen das Problem und die Frage, ob überhaupt eine solche „Gesamtbilanz“ gezogen werden könne, hier nicht verfolgen und einstweilen nur feststellen, daß das Unglück des griechischen Individuums, der Privatexistenzen auf Burckhardt einen tiefen Eindruck gemacht hat. Dieses unheimlich düstere Gemälde der allgewaltigen Polis hat etwas Anziehendes und für eindrucksfähige Leser geradezu Berückendes, und in solchen Allgemeinschilderungen liegt dieses großen Schriftstellers Stärke. Ist aber diese aus unendlich vielen Einzelheiten abstrahierte Polis nicht vielleicht doch mehr ein wirkungsvolles Gedankengebilde, als eine wirkliche „Potenz,“ wie sie öfter mit einem Rankischen Lieblingsausdruck bezeichnet wird?

Genauer wissen wir ja doch nur über die Stadtgemeinden Sparta und Athen. Dieses ist bei Burckhardt in eine historische Übersicht: „Die Polis in ihrer geschichtlichen Entwicklung“ hineingearbeitet, wie wir sie auch in unsern Handbüchern der Altertümer zu finden pflegen, nur sind diese viel reicher im Detail, dafür erfreut uns Burckhardt durch manche belebende Bemerkung. Was den Fachgelehrten bis auf den heutigen Tag ungelöste Rätsel sind, die spartanische Wehrverfassung, die Landfrage, der sogenannte Lykurg, das hat ihm keine Sorgen gemacht, er erwähnt es nach der ersten besten Quelle — im Sinne der Vulgata, so hätte er selbst das wohl nennen können — und knüpft daran Betrachtungen, die mehr Wert haben, als was man sachliches bei ihm finden könnte. Zum Beispiel: „es ist noch niemals gelinde zugegangen, wenn

sich eine neue Macht bildete, und Sparta ist wenigstens wirklich eine solche geworden im Verhältnis zu allem, was ringsum lebte; es hat es aber auch der ganzen Welt auferlegen können, daß sie Kenntnis nehmen muß von ihm bis an den Abend ihrer Tage, so groß ist der Zauber eines mächtigen Willens selbst über späte Jahrtausende, auch wenn keine Sympathie dazu mithilft. Die Macht kann auf Erden einen hohen Beruf haben; vielleicht nur an ihr, auf dem von ihr gesicherten Boden können Kulturen des höchsten Ranges emporenwachsen, Spartas Macht aber scheint fast nur um ihrer selbst und ihrer Behauptung willen auf der Welt gewesen zu sein, und ihr dauerndes Pathos ist die Knechtung der Unterworfenen und die Ausdehnung der Herrschaft an sich." In Bezug auf den vielbesprochenen Sozialismus meint er, für die Scheidung des Wahrscheinlichen vom Unwahrscheinlichen werde man immer einen leidlich sichern Maßstab haben, wenn man annehme, daß im Sinne der Masse der Spartiaten regiert worden sei, diese werden den halben Kommunismus und die gleiche Lebensweise aller, auch der Reichen sehr angenehm gefunden haben. „Daß die übrigen Griechen sich die Sachen hie und da ins Abenteuerliche ausmalten, namentlich die spätern Bewunderer, versteht sich von selbst.“ Leider ist mit dieser wahren und wohl lautenden Formel praktisch nichts anzufangen. Und nun ein Beispiel jener belebenden Anmerkungen: „Die Geselligkeit, die in andern Städten ihre Gestalt vom Symposion und von der Agora empfing, war hier die einer mehr oder weniger geistreichen Wachtstube und eine Schule des Spottes, den man sich zwar verbitten konnte, aber eher klüglich wird geduldet haben. Außer der schwarzen Suppe, d. h. einer sehr derben und kräftigen Speise, die sogar in Athen für Feinschmecker nachgekocht wurde, kam auch die gelieferte Jagdbeute auf den Tisch, und höchstwahrscheinlich speiste der Spartiate besser als z. B. der mittlere athenische Bürger.“ Dergleichen hält die Langeweile fern, die in unsern Handbüchern ihr Wesen treibt; gegen das „höchstwahrscheinlich“ ließe sich freilich wohl die Meinung der übrigen Griechen einwenden, daß die Spartaner es im Kriege nicht schlechter bekommen könnten, als sie es tagtäglich zu Hause hätten.

Was über die griechische Tyrannis, über die Aristokratie, über die Sklaverei bei den Griechen und andres mehr gesagt ist, wird man weniger beachtenswert finden. Dagegen sind Burckhardts Urteile über den athenischen Staat von großem Interesse. Die Unsicherheit des Wissens in großen und kleinen Fragen: Verfassung Solons, Ostrakismos, Diäten und Theatergelder, ferner alles Chronologische kümmert ihn nicht, er giebt die Vulgata. Von dem vornehmsten historischen Quellenmaterial, dessen Bearbeiter heute hoch über denen rangieren, die nur aus den längst für jedermann zugänglichen Schriftstellern schöpfen, von den griechischen Inschriften ist, glaube ich, niemals hier Gebrauch gemacht. Man wüßte auch nicht zu sagen, wo es für seinen Zweck erforderlich gewesen wäre. Es geht also auch ohne das, wie einst in Niebuhrs Tagen.

Auffallend viel ist das in Frankreich sehr angesehene Buch von Justel de Coulanges: *La cité antique* in Anspruch genommen. In Deutschland ist es wenig bekannt, es enthält nicht viel eigne Forschung, aber geschickte Formulierung, und je dunkler und unsicherer die Sache, desto interessanter wird manchmal die Wortführung. Von dieser Kunst fühlte sich Burckhardt offenbar angezogen.

Das nun entworfenne Bild der athenischen Demokratie ist für diese wenig schmeichelhaft. Wenn man etwa sagt, daß es sich von der üblichen Schönfärberei ganz fernhalte, so bedeutet das nicht viel. Denn dieses Schönfärben mancher frühern, z. B. Grote's, ist längst nicht mehr allgemeines Bedürfnis, wie andre moderne Darstellungen zeigen, und außerdem hat Burckhardts Schilderung noch ihre ganz besondern Ausdrucksmittel, die auf ihrem eignen Boden gewachsen sind. Er selbst war ein guter Republikaner, aber nicht alles Republikanische schien ihm gut; von Herzen war er, wie viele seiner vornehmern Stadtgenossen, eine aristokratische Natur. Die höchste Vornehmheit ist einfach, für sich selbst wollte Burckhardt gar nichts, aber er war ein Mann der Auslese, und alles Pöbelartige, alles, was auf Massenwirkung ausgeht, war ihm tief zuwider. Wie hätte ihm die athenische Verfassung zusagen können, die alle Entscheidung in die Hände der Massen gegeben hatte? Der Pöbel hatte überall das letzte Wort, sei es in der Volksversammlung, wobei der alljährlich erneute Rat die Geschäftsleitung und die Kommissionsarbeit zu übernehmen hatte, sei es im Schwurgericht. Seder Regierungsakt der vielen alljährlich wechselnden und durch Kollegialität beschränkten Beamten konnte zu einem Prozeß führen, unterlag also dem schließlichen Befinden der Herren Geschwornen. Alle Macht, die früher Könige, Aristokraten und Tyrannen gehabt hatten, war nun an den Demos geraten, und dieser drückte stärker als sie „auf Leib und Seele des Individuums.“ Regierung durch wenige mit Freiheit für alle, wie sie Burckhardt in seinem Basel verwirklicht sehen oder doch für möglich halten mochte, „scheint in Athen ganz unmöglich gewesen zu sein.“ Perikles hatte schon das meiste von dieser Pöbelherrschaft zu verantworten. Die wenigen Jahrzehnte der vollen athenischen Herrlichkeit mußten zum Frommen aller spätern Zeiten einmal erlebt werden, damit ein Maßstab gewonnen würde für das dem griechischen Geiste Mögliche, aber die nachträglichen Wünsche der Optimisten, daß dieser Zustand noch recht lange hätte dauern sollen, sind völlig eitel; alles war ins Unmögliche geschraubt, und jede Veränderung mußte Verderben bringen. „Dieser Staat hat nicht nur in der Leidenschaft die für ihn selber schädlichsten Thorheiten und Gewaltthaten beschlossen, sondern auch seine begabten Menschen rasch aufgebraucht oder von sich abgeschreckt. Den seitherigen Jahrtausenden aber ist nicht an Athen als Staat, sondern an Athen als Kulturpotenz ersten Ranges, als Quelle des Geistes etwas gelegen gewesen.“ Der Demos als Staat konnte den Einzelnen nach Belieben taxieren,

ihm sein bißchen Schutz enorm teuer verkaufen, und wenn es für Wohlhabende erfreulich gewesen wäre zu leben, so hätten nicht so viele, z. B. die Philosophen, sich einer freiwilligen Armut ergeben. Die Sykophanten werden mit den Kundschaftern der spanischen Inquisition verglichen, der Demos wird ganz wie Aristophanes und der Redenschreiber Lysias ihn schildern, angesehen, und im vierten Jahrhundert gilt die Auffassung des Demosthenes als maßgebend. Dem Pöbel traut Burckhardt jede Dummheit zu, wenn z. B. der „im tiefsten Grunde laienhafte Staat sich kirchlich gebärdet, sobald er in Wut gerät,“ bei Landesverrats- und Religionsprozessen. „Nie und nirgends hat ein so lächerliches Mißverhältnis existiert zwischen der Rache für beleidigte und bezweifelte Götter und der ethischen und theologischen Geringsfügigkeit eben dieser Götter.“ Aus dem Konfiskationswesen aber ergiebt sich die völlige Unsicherheit der Justiz, wobei „jedermann mit Ausnahme der Lumpe in Konvention ist.“ Da an eine Skizzierung des Ganzen hier nicht zu denken war, so sollten die einzelnen Züge wenigstens zugleich eine Vorstellung von der immer originellen Ausdrucksart geben. Die politische Tendenz mag man in manchen Fällen für übertrieben halten, insofern sich über die Tragweite einzelner Zeugnisse streiten lassen wird. Im ganzen würde ich den Vorwurf nicht gelten lassen, weil ich längst den Glauben habe, daß der athenische Staat nicht besser war, als er Burckhardt erschienen ist.

Zu einem sehr geistvollen kleinern Kapitel ist die „Demokratie außerhalb Athens“ zusammengefügt worden, worauf noch eins folgt über die „Lebensfähigkeit der Stadtbevölkerungen.“ Die einzelnen Dinge darin sind ja nicht unbekannt, aber die Zusammenfassung unter allgemeine Formeln ist höchst glücklich. So wenn die Fähigkeit der Verbannten als „eine Teilkraft vom Lebenswillen der Polis“ angesehen wird im Anschluß an ein Wort des Sokrates, daß „Griechenstädte furchtbar schwer starben.“

Das Verhältnis des Griechen zum Griechen und das der Griechen zu den Barbaren finden wir in einem größern Abschnitt behandelt. Die Phantasie ist hier weniger als bei Sparta und Athen durch schwierige Spezialforschung gehemmt, die Schilderung einzig schön und der gesamte Eindruck für die Griechen sehr ungünstig. Die Behandlung unsrer Handbücher in ihrer ängstlichen Neutralität hat es hier zu keinerlei Farbenwirkung kommen lassen. Immer wird der Grieche bei Burckhardt als berechnend, kalt und grausam angesehen. Die Polis haßt die Polis, das ist der Lebensgrundsatz des internationalen Verkehrs. Das Verfahren der Athener gegen Melos und Mytilene im peloponnesischen Kriege, das die heutige Thukydidesforschung längst sich bemüht hat auf ein weniger grausames Maß von Wirklichkeit zu verringern, gilt ihm in seinem vollen Umfange als Paradigma hellenischer Kriegführung. Menschen schlachten und Bäume fällen in Feindesland, sowie das Beherrlichen des Städtekriegs durch dauernde Trophäen, die die Feindschaft wach-

hielten, ließen es nicht zum Gefühl der Stammeseinheit kommen, und noch in römischer Zeit war Delphi „das große monumentale Museum des Hasses von Griechen gegen Griechen, mit höchster künstlerischer Verewigung des gegenseitig angethanen Herzeleids.“ Die Griechen waren auch nicht mehr gastlich, wie es bei Homer und noch bei Hesiod Vorschrift war, sie bedurften später in jeder fremden Stadt „eines aparten Schutzes, den man dann mit anmutiger Sitte und Geist verbräunte.“ In dem despotischen Persien brauchte man aber keinen „Progenos,“ da konnte jeder reisen und Geschäfte machen, der seine Sache verstand und Geld hatte. Die Religion einigte die Griechen nicht, die Götter nahmen am Kampf der Städte teil und stritten unter einander, eher gab der Heldenmythus ein gewisses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, sowie ja äußerlich alle Griechen den einen Homer hatten. Gegenüber den Barbaren ist der Grieche individuell, d. h. „losgesprochen von allem Thun der Rassen und Kasten“ und mit feinesgleichen in beständigem Wettstreit. Dieses „Agonale“ fehlt dem Orient, weil das Kastenwesen den Wettstreit nicht duldet. Der Grieche aber streitet auch im Scherz weiter, sein Witz weidet sich an dem Kontrast zwischen den Dingen, wie sie sind, und wie sie sein sollten. Der Orientale ist ernst wie das Tier und lacht nicht, außer bei Gaukelpoffen. „Wie alt ist der Judenwitz? vor der Diaspora wenigstens kennt man bei den Juden nur das Pathos,“ fragt zwischen hinein eine vorlaute Anmerkung. Der Orient kennt statt der „Konversation des Symposions,“ wenigstens nach Ansicht der Griechen, bloß das scharfe Zechen. In dieser hübschen Parallele ist nur die orientalische Spruchweisheit, selbstverständlich dem Parallelismus zuliebe, unterdrückt. Gleich darauf finden wir ein echt Burckhardtsches allerliebste Epigramm in Prosa, als Antwort nämlich auf die Frage, warum sich die Athener insbesondrer fromm vorgekommen wären? „Das Laienvolk im vorzugsweisen Sinne fühlt sich den andern gegenüber priesterlich, weil es besser mit den Göttern umzugehn weiß.“ Ist das ein bloßes Wortspiel, so hat die Ausführung, an deren Schluß sie steht, eine sachliche Unterlage: daß nämlich die griechische Religion, so wenig sie die Griechenstädte unter einander habe einigen können, sie doch gegen den Orient deutlich geschieden habe. Sodann ist sehr lesenswert, welchen Einfluß die Griechen, nicht bloß als Söldner, sondern als friedliche Bürger und freiwillige diplomatische Agenten im Perserreiche hätten haben können, wenn sie nicht immer vom Heimweh nach Griechenland oder wenigstens zu griechischen Siedlungen wären zurückgetrieben worden. Und nun folgt eine kurze, anmutig und prickelnd unterhaltende Darlegung, wie allmählich der Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren schwand. Die Griechen hatten von einander inzwischen genügendes erduldet, man unternahm also mit der Sehnsucht jeder späten Kultur nach urtümlichen Zuständen eine Barbarenverehrung, die man an die Namen entlegner Völker bei Homer oder Aeschylos anknüpfte, denn „schon das frühe Altertum hatte das Glück und die

Güte hauptsächlich an den Rändern der Welt gesucht, weil man deren Mitte zu genau kannte.“ Hier möchte man Mund und Augen Jakob Burckhardts haben sehen können!

(Schluß folgt)



Auch einer, der dabei war

Eine Erzählung von Timm Kröger



inrich und ich gehörten zu demselben Bauernhof, Hinrich als Knecht, ich als Haussohn. Wir waren beide jung, Hinrich noch nicht gestellungspflichtig, ich noch nicht schulpflichtig. Wir konnten beide Musik machen, Hinrich auf der Harmonika, ich auf dem Ramm. Wir konnten uns beide gut leiden, Hinrich den Schreiber dieser Geschichte, der Schreiber dieser Geschichte den Jungburschen Hinrich

Butenschön.

Harmonikaspierer waren damals noch angesehene Leute, und wenn sie es verstanden, sich mit ihren Vorstellungen rar zu machen, so woben sie eine Art sagenhaften Ruhmes um ihr Haupt. Von dieser Art war Hinrich Butenschön. Sein hübsches, lachendes Gesicht, blank und braun, an eine frisch aus der Hülse kommende Kastanie erinnernd, seine in gleiche Farben getauchten Augen, treuherzig wie die Augen unsers vierbeinigen Hauswächters Zampa — alles das gehörte einem berühmten Manne zu, auf dessen Haupt der Nimbus eines fabelhaften Könignens lag.

Ich habe Grund, anzunehmen, daß ich meistens zugegen gewesen bin, wenn Hinrich Butenschön Harmonika gespielt hat. Und doch scheint mir, es sei nur selten geschehen; die Bedingungen waren zu mannigfaltig. Sollte Hinrich spielen, so war dazu erstens erforderlich, daß eine freundliche Sonne in seine Kammer lachte, sodann, daß diese Sonne eine Vormittagssonne und zugleich eine sonntägliche war. Ferner mußte er der allsonntäglich unter sein Messer kommenden Bartstoppeln Herr geworden sein, auch mußte es ihm gelingen sein, sich die feinen Härchen aus dem Nacken ohne Unfall wegzurasierern. Und damit war es noch nicht genug. Das zum Spielen erforderliche Wohlbehagen war nur vorhanden, wenn eine blanke, schwarze Lastingweste seine Brust bedeckte und darüber sich eine lange Uhrfuge herringelte mit einem feinen Silberhloß in der Höhe des Magens. Aber wenn das alles auch erfüllt war, es stand aber nicht meine kleine Person in ihrem Sonntagsstaat neben seiner Lade und bat: Hinnerk, spel mol, so wurde dessenungeachtet selten was draus. Paßte ich aber die günstige Gelegenheit ab, flehte und bettelte, an dem Deckel der Lade rüttelnd, dann wurde das Unzulängliche Ereignis. Dann öffnete Hinrich den schweren Deckel, stützte ihn mit der Seitenklappe auf, sunselte unter seinen glattgelagerten Beinleidern herum, holte eine große Pappschachtel heraus, nahm daraus seine Harmonika, setzte sich auf den Rand der Lade und — begann.

Von meiner Schwester, die was von Musik verstand, habe ich wohl gehört, Hinrich habe überhaupt nicht spielen können, der ganze Dhrenschmaus sei ein wüßtes

Grenzboten II 1899

6